Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 47

Artikel: Der Heilige und die Witwe [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646053

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 47 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 26. November 1921

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Winterabend.

Was da! Wenn du genug geschlendert,
Halt dich straff,
Setz dich zum Tisch und lern und schaff:
Und wenn der Schnee dir die Fenster umrändert,
Und der Wind was bläst und hustet,
Schnaubt und pustet —
Lach ihn aus:
Du bist zu Haus,
Brennst dir gemächlich die Lampe an,
Zündest dir dein Zigärrlein dran,
Und dann, hei, dann —
Arbeit, wie sie vergnüglich gedeiht,
Wenn's an die Scheiben windet und schneit!

Ja, nun baust du Papiere und Schmöker
Um dich, wie Körbe auf Körbe der Höker,
Holst aus einem ein Aepflein hervor,
Das sich an falsche Stelle verlor,
Freust dich an seinen roten Backen,
Flichst aus selbstgezogenen Pflänzchen
Dir behaglich ein farbiges Kränzchen,
Suchst dir dann eine Nuß zum Knacken —
Heissa und bist wohlgemut,
Merkst du's, deine Zähne sind gut,
Und der Kern schmeckt auch nicht schlecht:
Brav das, deine Ware ist recht!

So wie Stund auf Stündlein verstrich,
Feierabend wird's auch für dich.
Packst dann deinen bunten Kram,
Ein Liedel pfeifend, wieder zusamm,
Dehnst dir noch einmal die Arme aus,
Schmunzelst noch einmal zum Fenster hinaus:
„Pfeif du nur drauß,
Ich bin zu Haus —
Und nun pflücke mir, lieber Traum,
Goldene Aepfel vom Märchenbaum!"

Ferdinand Avenarius.

Der Heilige und die Witwe.

Novelle von Rudolf Trabold. 2

Niemand ist unersetzlich auf dieser Welt, das konnte sich jetzt Herr Amgiebel getrost sagen, seit er die neue Köchin im Hause hatte. Ja, wahrhaftig, er glaubte noch vor kurzem, die verstorbene Haushälterin sei nie zu ersetzen, und nun besaß er ein wahres Kleinod von Nachfolgerin. Auch der Diener machte seine Sache ebenso befriedigend.

Ein gewisses Sicherheitsgefühl, sozusagen das Empfinden des moralischen Unterstützwerdens bemächtigte sich Konrads. Mit der verstorbenen Köchin hatte er nur das Allernötigste gesprochen, mit Frau Bänderlin, so hieß die Witwe, war das nun etwas ganz anderes. Sie besaß Bildung, darüber war er nicht im Zweifel. Und, er mußte es sich offen gestehen, sie durfte sich sehen lassen. Sie mochte tun, was sie wollte, immer schaute sie blitzblank aus. Ihr Gesicht zierten zwei glänzende Bäcklein, die stets leuchteten und glühten, als wäre sie eben vom flammenden Herde weggetreten. Die Augen spielten in ein unbestimmtes Grau und verrieten eine große, jugendliche Lebendigkeit, obschon Frau Bänderlin die Vierzig überschritten. Auf dem Kopfe thronte ein kunstvolles Haarnest ohne ein graues Härlein, alles glatt und ordentlich, bis auf zwei Löcklein, die ihre Freiheit behaupteten und lustig, aber in sittsamer Fröhlichkeit an den Schläfen flatterten. Diese Haare und auch die kleinen Perlzähne waren nicht echt, schauten jedoch für das aus. Die Würde ihres

Amtes ließ es nicht zu, daß sie sich anders als schwarz kleidete, Sonntags aber legte sie eine gestärkte, blütenweiße Halskrause um, die ihr besonders gut stand.

Ein Jahr ging um. Die neuen Tempelverwahrer änderten ihre Tugenden nicht, im Gegenteil. Der Diener rieb und knetete den Leib seines Gebieters nach allen Regeln der Kunst, hielt die geweihten Räume in strahlender Reinheit, ließ von seinem Munde täglich das Sprüchlein von der Schönheit, Kraft und unvergleichlichen Gesundheit seines Herrn ertönen, und alles war gut. Frau Bänderlin hingegen schwebte, als Zubereiterin des irdischen Ambrosias, stille waltend durch Küche und Speisekammer und wußte das Mahl mit so feinen Sentenzen von der heilbringenden Keuschheit zu würzen, daß Konrad ihre Tischreden nicht mehr hätte entbehren können, was die Witwe wohl bemerkte. Sie setzte die Gerichte, die sie vermittelst des Aufzuges, vom unterirdisch gelegenen Küchenraume in die höhern Sphären des Speisezimmers beförderte, mit unvergleichlicher Anmut dem Eßlustigen vor und verband die Zeremonie, je nach der Art der Gerichte, mit den zutreffenden Begleitreden. Sie wußte ihre Worte ebenso geschickt umzustellen, wie sie zum Beispiel die von Herrn Konrad überaus beliebten Eierspeisen mannigfach zu wandeln vermochte. Brachte sie weichgesottene Eier, mit kunstvoller Sauce übergossen, verziert mit Schnittlauch und feinen Kräutern, dann erklang zum Exempel von ihren Lippen:

„Es ist eine wahre Wohltat Gottes, was man hier für herrliche frische Eier bekommen kann. In Zürich sind sie, selbst um schweres Geld, zu dieser Jahreszeit kaum aufzutreiben. Und ohne frische Eier ist die Hausfrau unglücklich."

„Ja, wirklich, das ist wahr," gab dann etwa Konrad zurück, worauf Frau Bänderlin weiterspann:

„Es geht zwar die Rede, die Eier erhitzten das Blut zu sehr. Ich habe aber beobachtet, daß es nicht so sehr die Eier sind, als vielmehr die Zutaten; die müssen freilich, je nach den Umständen, ein Gericht mildern, heben oder ausgleichen. Im Frühling, wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, backe ich die Eier selten, denn die Butter nimmt ihnen den feinen Geschmack und überdies liegen sie so zu lange auf dem Magen, was Dämpfe bewirkt und das Blut treibt. Leichtgesotten, mit Zitronensaft gekühlt, sind sie aber erfrischend, nährend, schmackhaft und heilsam. So wie ich sie Ihnen heute vorsetzte, reizen sie die Magensäfte nicht und erlaben dennoch unvergleichlich."

Ihre schönsten Ranken wand sie aber unstreitig um die Fischgerichte; ob sie gebacken, gesotten oder gedämpft auf dem Tische erschienen; ob sie Forellen, Zugerröteli, oder Junghecht hießen. Frau Bänderlin brachte die Platte mit dem verheißungsvollsten Lächeln dar, und ihre Stimme flötete lieblicher als eine Orgel: „Es schwimmen viele Fische im Rhein, doch sind nicht alle fein! Das ist wohl ein wahres Verslein, und wer es zu deuten versteht, der kann den Nutzen daraus ziehen. Fisch ist zuträglicher als Fleisch und macht das Blut nicht schwer. Er kühlt eher, als daß er erhitzt, ist also gedeihlich und lecker. Aber eben, alles, was Flossen hat, ist nicht immer fein, nein, wirklich nicht. Die Meerfische, die man uns tot aus den fernen Salzseen schickt, sie können für uns unmöglich zuträglich sein. Ja, unser Herr Doktor in Zürich, er schärfte uns nicht vergebens ein: Meerfische regen die Sinne auf, da sie Gift in sich tragen. Wer könnte so töricht sein, das nicht zu begreifen? Man braucht nur an den Viechern zu riechen, dann hat man schon genug. Aber eben, heutzutage denken die Wenigsten an die Zukunft, sie wollen den Tag genießen, legen sich so selbst Fallen, lachen, wenn sie sich in die Stricke verwickeln, das Blut verunedeln, der Unkeuschheit in die Arme laufen, anstatt durch eine weise Ernährung der Sinnlichkeit vorzubeugen. Es heißt nicht umsonst: ich habe Fische gegessen und muß nun Schlangen erbrechen."

So konnte die weise Witwe fortfahren, bis sie die Gemüseplatte holen mußte, um dann zum Lobe des Spinats, der Schwarzwurzeln oder anderer Pflanzenkost ein Kränzlein zu winden. Den höchsten Preis reichte sie aber den Früchten. Ihren Duft, ihre Säfte, ihre Schönheit, ihre Milde, ihren unschätzbaren Nutzen, wußten die Lippen der Frau Bänderlin auf das Köstlichste zu besingen. Konrad hörte diesem Schlußliede jeweilen besonders andächtig zu; sein Magen war dann wohlgefüllt, und seine Augen erlabten sich an den Rotbäckleln der Sprecherin, die ihm selbst wie vollreife Aepfel entgegenleuchteten.

So wußte Frau Bänderlin mit ihrer Koch- und Redekunst dem heiligen Konrad das Leben zu versüßen. Er durfte wirklich mit seinem Schicksal zufrieden sein, denn ihm mangelte nichts, was zu seinem Gedeihen vonnöten. Und dennoch mußte er bemerken, daß ihn wieder trübsinnige Anwandlungen befielen. Zu Hause kam ihm diese Schwermut nicht so sehr an, aber im Kaufladen, oder wenn er hinter den Geschäftsbüchern saß. Ja, es begab sich sogar einmal, nein, zweimal, daß er einem Kunden, der schwarze Wolle verlangte, rote brachte. Das bewies ihm so recht, wie schlimm es um sein Seelenheil stand. Einige Wochen lang suchte er nach der Ursache dieses betrüblichen Zustandes, konnnte sie aber nicht finden. An Appetit mangelte es ihm absolut nicht, denn sobald er am Tische saß, war jede Mißstimmung verschwunden. Abends brachte er seit einiger Zeit sogar eine Stunde länger an der Tafel zu als früher, da er bemerkte, wie die Tischreden der Witwe wohltätig auf seinen Geist wirkten. Nach reiflicher Ueberlegung machte er der Haushälterin folgenden Vorschlag:

„Frau Bänderlin, ich meine, es wäre für meine Gesundheit zuträglicher, wenn wir künftig die Mahlzeiten gemeinschaftlich einnehmen würden. Ich habe mich an Ihr Zugegensein so sehr gewöhnt, daß ich Sie förmlich vermissen würde, wenn ich allein speisen müßte. Ich bemerke wohl, wie ein gemeinschaftliches Essen für die Verdauung förderlich sein muß, darum wäre es mir lieb, wenn Sie in Zukunft mir gegenüber sitzen möchten."

Für diesen Vorschlag dankte die Witwe, lächelte fast verschämt und fügte sittsam bei: „Allerdings muß ich Ihnen, Herr Amgiebel, beistimmen, denn beim Herrn Doktor in Zürich hörte ich häufig betonen, wie ungemein zuträglich die Mahlzeiten sind, die man in angenehmer Gesellschaft hält. Nun möchte ich mich aber nicht vermessen, so unbescheiden zu sein und mir einzubilden, ich könnte die geeignete Person sein, Ihnen diese Gesellschaft zu ersetzen. Immerhin ist es ehrend für mich, Ihr Zutrauen in so hohem Grade zu genießen. Wenn ich denn mit meinen schwachen Kräften

auch in dieser Hinsicht etwas beisteuern kann, so bin ich glücklich. Man sagt zwar: Beim Essen wird gegessen. Es gibt aber auch ein anderes Sprüchlein, das da heißt: Wenn die Zähne schaffen, darf der Mund nicht gähnen."

*

Konrad kannte seit einiger Zeit die Quelle seines Trübsinnes. Er machte auch die Erfahrung, daß weder die kalten Duschen, noch die mit verdoppeltem Eifer gehandhabten Kraftübungen seinen Zustand änderten, da der Grund seines Leidens tiefer lag. — Die weisen Tischgespräche der Witwe wirkten ebenfalls nicht mehr anders als wie ein Wassertropfen, der auf den glühenden Stein fällt. Zudem hatte er eines Tages wieder seinen Spottnamen „Der Heilige" von zwei Buben hören müssen, als er vom Geschäft heimkehrte. Dieser Hohn brannte ihm in seine rechtliche Seele, denn er wollte und konnte kein Heiliger sein. Er wurde sich auch klar darüber, es müsse etwas geschehen, das ihm wieder zu seiner früheren Ruhe verhalf. Er kannte überdies das Mittel, das ihm vonnöten, und das war Frau Bänderlin. Wenn er aber daran sann, überann es ihn siedeheiß.

Emil Weber: Heimkehrende Bauern.

Die Witwe besaß so hervorragende Eigenschaften der Seele, die Konrad bislang an keinem Frauenzimmer wahrgenommen, das war unstreitliche Wahrheit. Zudem gefiel ihm die äußerliche Beschaffenheit ihrer Person dermaßen, daß beide Gründe ihn bestimmten, die Witwe für immer an sein Haus zu fesseln. Da er noch nie in seinem Leben an dergleichen gesonnen, war es wohl erklärlich, wenn solche Gedanken sein Gemüt stark beunruhigten. Ja freilich, wenn er nur ein gewöhnlicher Spießer gewesen wäre und die Witwe Bänderlin nicht himmelhoch über alle Frauenspersonen des Städtchens herausgeragt hätte, dann wäre die Sache eine einfache Liebesangelegenheit gewesen. Dem war aber nicht so. Nein, wirklich und wahrhaftig, die Sache glich einer trivialen Heiratsgeschichte, denn erstens gehörte er zu der Klasse von Herrenmenschen, die da einsam ihre besonderen Wege schreiten, und die, die er begehrte, sie glich jenen leuchtenden Himmelswolken, die man wohl mit den Augen, aber nie mit den Armen erreichen kann. Er aber wollte die Witwe zu seiner rechtmäßigen Ehefrau machen.

Doch die Seele der Frauen war ihm ein siebenmal versiegeltes Buch, und die der Witwe Bänderlin ganz besonders. Er wußte, daß sie nichts höher schätzte, als ihre Keuschheit, und das konnte er wohl verstehen, denn er brauchte nur an den eigenen Seelenadel zu denken, den er sich durch die erhabene Enthaltsamkeit von aller Sinnenlust erworben. Aber im Grunde tat er es nur zur Erhaltung der Gesundheit, Schönheit und Kraft des Körpers, an die Seele hatte er bislang, offen gestanden, wenig gedacht. Zudem ging ihm in diesen Tagen nichts mehr über die Sehnsucht nach dem Genuß der Fleischeslust. Er ängstigte sich, es möchte vielleicht bald die Zeit kommen, da er die Süßigkeit der Wohllust nicht mehr genießen könnte, da er schon einen beträchtlichen Teil seines Lebens, ja die ganze schöne Jugend hinter sich sah. Noch nie hatte er einen Frauenmund mit seinen Lippen berührt, nie in den weichen Armen eines Weibes gelegen. Kurzum, die Keuschheit hatte für ihn nachgerade jeden Reiz verloren, er trachtete nur noch, sie ganz aus dem Felde zu jagen. Aber eben, die Frauenseele war gewiß so verschieden geartet, daß die augenstrenge Witwe Bänderlin tötlich erschrecken mußte, wenn sie den wahren Adam in ihm erkannte. Und das vorauszusehen brachte ihn an den Rand eines entsetzlichen Abgrundes. Es erging ihm nicht anders wie jenem frommen Klosterbruder, der zwanzig lange Jahre seines Lebens mit der Kasteiung seines Leibes zugebracht, der allen Sinnenfreuden in der Jugend leicht entsagt hatte, bis er die Vierzig erreicht, dann plötzlich die unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Weibe bei sich einkehren sah, der er nicht mehr Halt gebieten konnte, der er nimmer zu entfliehen vermochte, die ihn aus dem friedlichen Kloster in die weite Welt der Sünden hinaustrieb, wo er sich der Liebe hingegeben, bis sie ihn ganz verzehrt hatte.

Aber er war kein Klosterbruder, hatte nie ein Gelübde abgelegt, weder vor Gott noch den Menschen, obschon sie ihn den Heiligen nannten; er war kein Abtrünniger und hatte dennoch einen Kampf zu bestehen, der vielleicht schlimmer war als der jenes Mönches, der sich in die Nonne verliebte. — Wachend und träumend sah er nichts Schöneres mehr vor sich als die rotbäckige Frau Bänderlin. Die beiden Flatterlocken der Schönen deuchten ihm verheißungsvoller zu läuten, als die Osterglocken dem berühmten Doktor Faustus; glückverkündender als alle Himmelslichter leuchteten ihm die Augen seiner blitzsauberen Haushälterin. Aber

ach, wie durfte er die tugendsamste aller Frauen zur Gattin begehren, sie, die ihn in den reinsten Höhen wähnte.

Das war der Grund, warum er litt, die Ursache, aus der er mit dem Heiratsantrag nicht herauswagte. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Mit jedem Tage wurde es ihm jedoch klarer, er mußte Ernst machen mit seinem Vorhaben, der verzweifelte Zustand seines Herzens wurde geradezu besorgniserregend für das Wohlergehen seines Körpers. So konnte das nicht mehr weiter gehen, und wenn er es nicht mündlich wagte, dann mußte er es schriftlich tun. Und so geschah es auch. Er verfaßte in seinem schönsten Geschäftsstile folgenden kurzen Brief:

Werte Frau Witwe Bänderlin!

Mit Gegenwärtigem erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß ich seit etlichen Wochen die Absicht trage, mich zu verehelichen, um meinem Hause ein stabileres Gepräge zu verleihen. Um dies mein Vorhaben verwirklichen zu können, gestatte mir, mich an Sie, werte Frau, zu wenden mit der höflichen Anfrage, ob Sie vielleicht geneigt wären, meinem Unternehmen gütige Beihilfe zu leihen.

Da Sie meine Verhältnisse kennen, brauche ich diesbezüglich keine näheren Angaben zu machen. Möchte nur noch betonen, mein höchster Wunsch ist, eine solche Gattin in mein Haus zu führen, die demselben würdig ist, resp. mit meinen Gesundheitsprinzipien einverstanden ist. Da ich kein Frauenzimmer kenne, das meines Erachtens einen sittlicheren Lebenswandel führet als Sie, werte Frau, kann ich nicht umhin, meine Wahl auf Ihre Person fallen zu lassen.

Sie haben mich zwar in Kenntnis gesetzt, daß Sie sozusagen in Ihrer ersten Ehe Erfahrungen machen mußten, die keine frohen Erinnerungen hinterließen. Immerhin gestatte mir doch der Hoffnung Raum zu geben, daß Sie der Versicherung Glauben schenken, es werde mein eifriges Bestreben sein, Ihnen ein angenehmes, gesundes und frohes Zusammensein an meiner Seite zu ermöglichen.

Ihrer baldigen Antwort entgegensehend, verbleibe ich

Hochachtungsvollst Ihr ergebener

Konrad Amgiebel.

(Schluß folgt.)

Nachtbild.

Leise atmend weilt die Nacht
Und die Sterne flimmern,
Nur ein Mutterherz noch wacht
Bei der Lampe Schimmern.

Süße Nacht, o Mutter Nacht!
Mit den sanften Armen
Hüllst du uns in Schlummer sacht,
Träumen und Erbarmen!

Rastlos drängt der Tag die Kraft
Ungezähmter Triebe,
Was in dir besorgt noch schafft,
Ist allein die Liebe!

Fern im Osten flammend steigt
Morgenrot's Entfachen —
Müd das Haupt die Mutter neigt —
Tausende erwachen!

August Silberstein.

Sanetsch oder Stockensee?

Zur Frage der Erweiterung der Stromversorgung der Stadt Bern [1]).

Wir haben in Nr. 45 das Sanetschwerk geschildert, wie es sich aus der Darstellung des gemeinderätlichen „Vortrages an den Stadtrat" präsentiert. Diese Darstellung hat eine lebhafte Kritik erfahren.

Was sagt die Kritik über das Sanetschwerk?

1. Das Sanetschwerk genügt den Strombedürfnissen der Stadt Bern nur bis zum Jahre 1930. Das geht hervor aus der Berechnung des Energieverbrauches der Stadt Bern von Prof. Wyßling (S. 13 des „Vortrages") und seiner Berechnung der maximalen Leistung der Kraftwerkeinheit Felsenau-Matte-Sanetsch („Vortrag" S. 49). Das Studienbureau des Elektrizitätswerkes glaubt zwar, auf Grund seiner Untersuchungen eine größere Leistungsfähigkeit annehmen zu dürfen (S. 49), und gestützt darauf erklären die Befürworter des Projektes, daß das Sanetschwerk bis zum Jahre 1935 genügen werde. Was sagt Professor Wyßling zu dieser Korrektur seiner Berechnung? Anerkennt er sie? Wenn ja, warum stellt der „Vortrag" dies nicht ausdrücklich fest? Wir benötigen die Gewißheit über die Autorität Wyßlings für seine Begutachtung des Stockenseeprojektes.

Der Sanetsch kann nach Wyßling zu einer Leistungsfähigkeit von 19,7 Millionen kWh Winterkraft und 4,1 Millionen kWh Sommerkraft ausgebaut werden; aber dieser Vollausbau mit Weiher kostet 31,5 Millionen Franken. Diese Zahlen hätten den Räten und Bürgern mitgeteilt werden sollen, da man ja mit dem Vollausbau rechnet, um die Selbständigkeit der Stadt in der Elektrizitätsversorgung zu verlängern. Wir finden sie weder im „Vortrag", noch in der „Botschaft"[2]).

Wenn wir an der Autorität Wyßlings festhalten, bleibt die Feststellung: Das Sanetschwerk, das 20,6 Millionen Franken kosten soll, reicht bloß bis zum Jahre 1930.

Dies ist nun zweifellos keine ideale Lösung der bernischen Stromfrage. Mit 20 Millionen Franken will die Stadt ihre Selbständigkeit von knapp sechs Jahren Dauer bezahlen. Die schwungvolle Argumentation gegen die Offerte der B. K. W. entpuppt sich im Lichte dieser Tatsache besehen als ein bloßes rhetorisches Scheinmanöver. Nach 1930 entfallen der Stadt sämtliche Trümpfe aus der Hand, die sie heute so wuchtig auf den Verhandlungstisch schlägt; gewiß wird zu gegebener Zeit der heutige Partner sie aufnehmen und kaltlächelnd vorweisen.

2. Das Sanetschwerk im ersten Ausbau wird nicht bloß 20,6 Millionen Franken sondern 25 Millionen Franken kosten. Der Gemeinderat kam zu seiner um 4,4 Millionen niedrigeren Bausumme durch die Reduktion einzelner Posten der Kostenberechnung, wie Prof. Wyßling sie aufstellt. Dies geschah auf Grund der seitherigen „Preisveränderungen" und auf Grund „eingezogener Offerten" (S. 43 des „Vortrages"). So wurden beispielsweise folgende Posten herabgesetzt („Bund" Nr. 453): „Druckleitung, Standseilbahn mit Lawinenverbauung" um Fr. 550,000; „Maschinen- und Schalthaus (inkl. Kran), für allgemeine Unkosten, Bauleitung, Bauzinse, Verschiedenes und Unvorhergesehenes" Fr. 2,065,000; die Abtransformatorenanlage mit Fr. 850,000 ist auf der neuen Kostenaufstellung vollständig gestrichen. Für diesen Posten stellt man eine Extra-Kreditvorlage in Aussicht (Vortrag S. 43). Man erreichte durch diese Re-

[1]) Unsere Darstellung stützt sich auf die Publikationen des Initiativkomitees für die Stockensee-Simme-Werke in- und außerhalb der Presse und auf die Ergebnisse der zahlreichen Besprechungen im Schoße der politischen und gewerkschaftlichen Verbände.

[2]) Botschaft des Stadtrates an die Gemeinde betreffend „die Erstellung eines Hochdruck-Akkumulierwerkes auf dem Sanetsch", datiert vom 28. Oktober 1921 und den Gemeindebürgern mitte November zugestellt.